

Romuald Karmakar

Hamburger Lektionen

filmeditation suhrkamp

SV

Romuald Karmakar Hamburger Lektionen

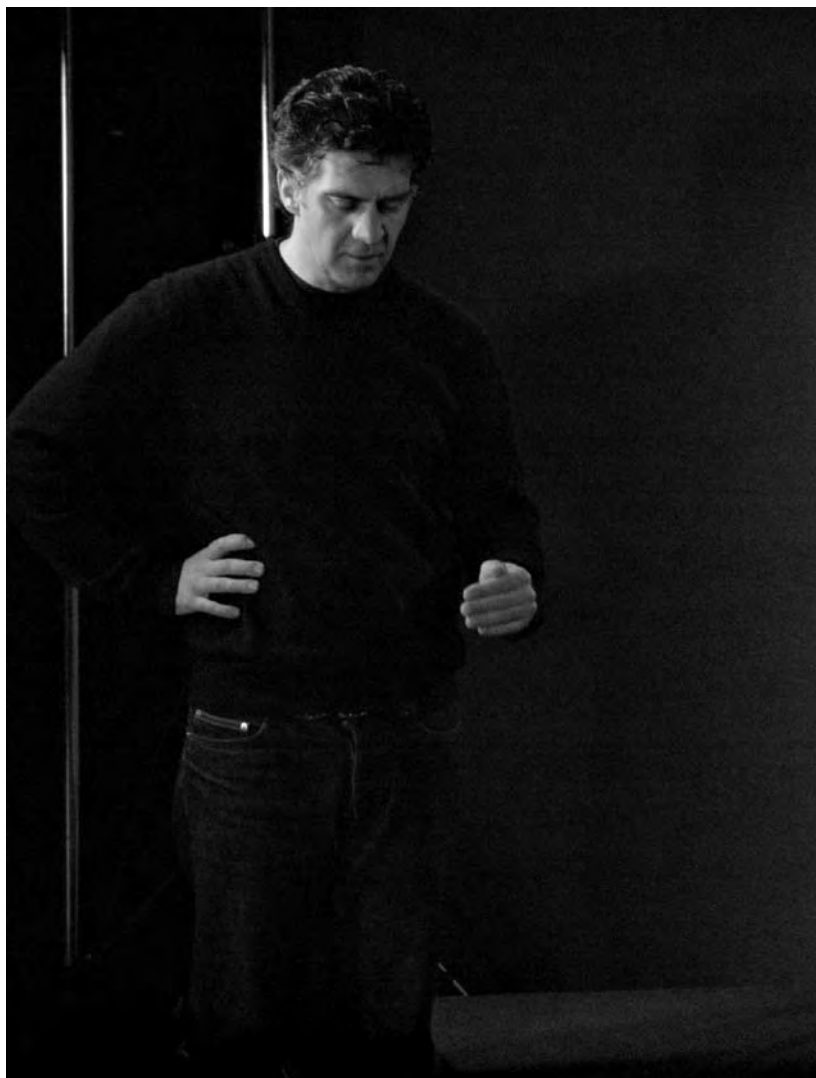
Peter Körte

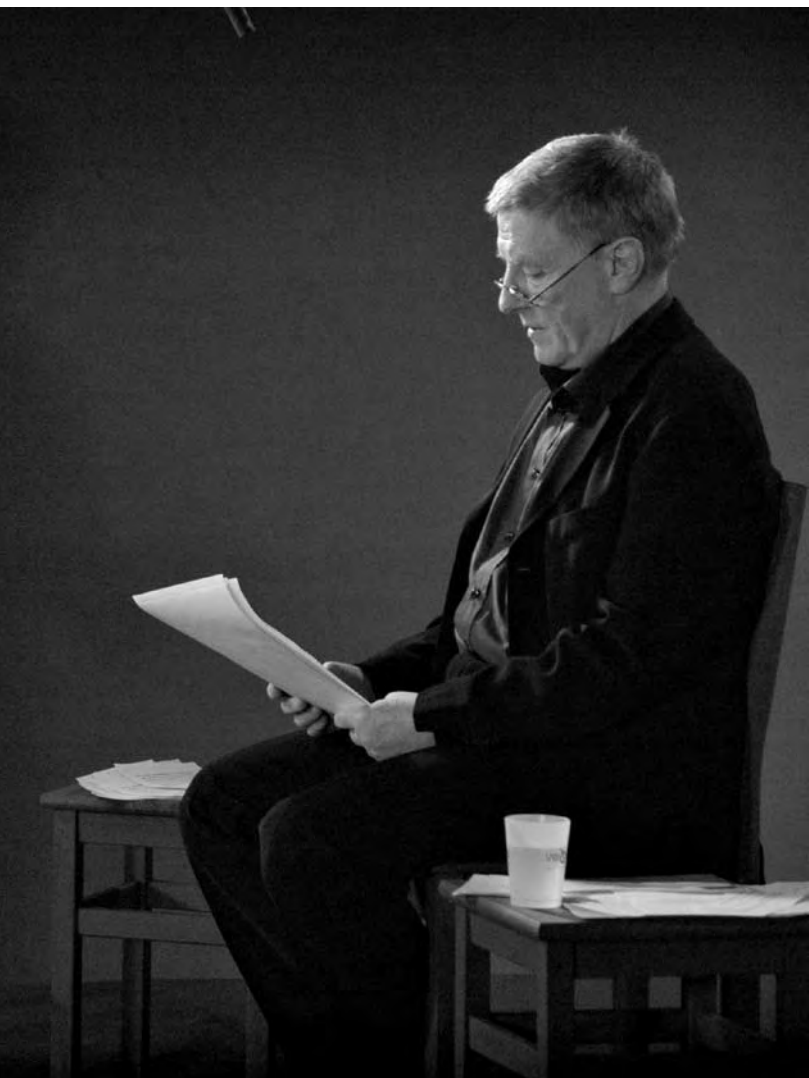
Romuald Karmakars *Hamburger Lektionen*

Dirk Laabs

Mohammed Fazazi: Der Lehrer des Terrors

Suhrkamp





Peter Körte

Romuald Karmakars *Hamburger Lektionen*

Ganz so unheimlich ist es dann doch nicht. Es ist nur unheimlich normal. Im Februar 2006 zeigte Romuald Karmakar seine *Hamburger Lektionen* auf der Berlinale, mitten im sogenannten Karikaturenstreit, der mit der Veröffentlichung der Karikaturenserie »Mohammeds Gesicht« (im Original: »Muhammeds ansigt«) in der dänischen Zeitung *Jyllands-Posten* im September 2005 begonnen hatte und durch ein um zusätzliche, teils obszöne Zeichnungen erweitertes Dossier zweier dänischer Imame Anfang 2006 noch verschärft worden war. 19 Monate später, im September 2007, kam der Film über zwei Hasspredigten des Imams Mohammed Fazazi dann endlich ins Kino, mitten hinein in die Diskussion über Konvertiten, deutsche Dschihadisten und neue Überwachungsmaßnahmen – und er wirkte, als wäre er in dieser Zeit überhaupt nicht gealtert, obwohl die Predigten von Fazazi zu diesem Zeitpunkt schon sieben Jahre zurück lagen.

Das Timing bestand darin, dass es gar kein besonderes Timing braucht bei diesem Thema. Romuald Karmakar sagte dann auch, in der Zeit zwischen Premiere und Kinostart hätte man in jedem Monat einen aktuellen Anlass für seinen Film finden können: die Berliner *Idomeneo*-Premiere, die Papstrede, den Rucksackbomber, Glasgow – es sei »eine negative Endlosserie«. Und wenn nun, weitere 18 Monate später, der Film auf DVD in den Handel kommt, ist diese Serie nicht abgerissen. Da war, um nur einige wenige Beispiele zu nennen, die Aufregung um den Anti-Islam-Film *Fitna*, den der niederländische Rechtspopulist Geert Wilders im März 2008 ins Internet stellte, es gab den Kofferbomber-Prozess im Oktober, den Streit um die Kölner Moschee und die verbotene Anti-Islam-Kundgebung und natürlich die Anschläge von Mumbai im November.

Seltsam war daher nur, dass der Film so lange brauchte, um ins Kino zu finden, dass also das Interesse an ihm sich offenbar umgekehrt proportional verhielt zur Brisanz des Themas. Das mag an der Strenge und Rigidität der Form liegen, daran, dass all die Abziehbilder fehlen, die in den Medien islamistische Gefährdung signalisieren. Vor allem aber lag und liegt es an dem Zwiespalt, in den der Film sein Publikum stürzt. Wer sich Karmakars Film ansieht – das darf man wohl auch ohne statistische Erhebungen voraussetzen –, hat ein grundsätzliches Interesse an der politischen und gesellschaftlichen Dimension des Themas, was zugleich auch eine gewisse Bereitschaft zur argumentativen Auseinandersetzung einschließt. Und genau für dieses, im weitesten Sinne liberale Publikum wird der Film oft zur Nagelprobe.

Dem Regisseur ist das nicht erst durch die Rezeption bewusst geworden; es war sein Ziel, mit diesen *Hamburger Lektionen* ein Unbehagen an dem so leicht herzustellenden liberalen Konsens zu erzeugen. »Wie kann man diese Predigten ablehnen, ohne sich politisch instrumentalisieren zu lassen? Ich glaube, wir sind so auf Integration bedacht, dass wir den Kern dessen, was uns bedroht, nicht wahrnehmen wollen. Wir wollen den Dialog mit dem Islam und lassen deswegen alles weg, was den Dialog bedrohen könnte«, hat Karmakar im Gespräch mit der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* gesagt – und damit sehr genau das Dilemma beschrieben, dem der wohlmeinende Diskurs über Integration und Dialog trotz aller strategischen Anstrengungen und Distinktionsbemühungen nicht entgeht – wenn er denn nicht von vornherein in der Gutmenschen-Attitüde verharret.

Und weil das so ist, war für Karmakar auch von vornherein klar, dass jede konventionelle ästhetische Annäherung an die Hamburger Hasspredigten dieses Dilemma nur reproduzieren würde. Deshalb ist da auch kein Schauspieler mit Bart und traditioneller Kleidung, man sieht auch keine Betenden ohne Schuhe. Zuhörerreaktionen erscheinen in Untertiteln oder werden verle-

sen. Da sitzt nur der Schauspieler Manfred Zapatka im dunklen Sakko auf einem Hocker in einem Studio, gefilmt in drei oder vier verschiedenen Einstellungen. Er spielt auch nicht die Rolle des Predigers, er liest einen Text: zwei Lektionen des marokkanischen Imams, gehalten in der Hamburger Al-Quds-Moschee im Januar 2000, von einem Anhänger auf Video aufgezeichnet. Zweimal ist das Ladenlokal am Steindamm 103 von außen zu sehen. Das ist alles, und es erzählt gerade in dieser radikalen Reduktion mehr, als jede klassische Dokumentation und jedes Dokudrama erreichen könnten. Das ist das Paradox von Karmakars ästhetischem Verfahren: Der Film wirkt umso anschaulicher, weil es so wenig anzuschauen gibt.

Zu Fazazis Schülern gehörten vermutlich drei der Attentäter vom 11. September. Im Oktober 2001 verschwand der Mann unbehelligt aus Deutschland. Heute sitzt er in einem marokkanischen Gefängnis, verurteilt als einer der geistigen Anstifter der Selbstmordattentäter von Casablanca im Mai 2003. Im Juli 2005 war seine Geschichte erstmals in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* zu lesen (siehe Seite 19). Der Autor des Artikels, Dirk Laabs, hat auch an Romuald Karmakars Film *Hamburger Lektionen* mitgearbeitet. Er hat eine DVD mit drei aufgezeichneten Predigten zur Verfügung gestellt; die beiden datierten Predigten sind die Basis für Karmakars Film, die undatierte ist auch unverfilmt geblieben.

Die Transkription der Predigten und Zuschauerreaktionen war nun alles andere als eine ganz normale Übersetzungsarbeit. Laabs verfügte über eine rein inhaltsorientierte Übersetzung aus Ermittlungsunterlagen, die für Karmakars Zwecke nicht ausreichte. Er ließ also von einem gerichtlich vereidigten Übersetzer, einem Ägypter, alle drei Predigten übersetzen – um dann feststellen zu müssen, dass wegen des marokkanischen Arabisch, in das Fazazi immer wieder verfällt, noch immer viel zu viele Unschärfen blieben. Die Suche nach einem Marokkaner, der sich der Übersetzung



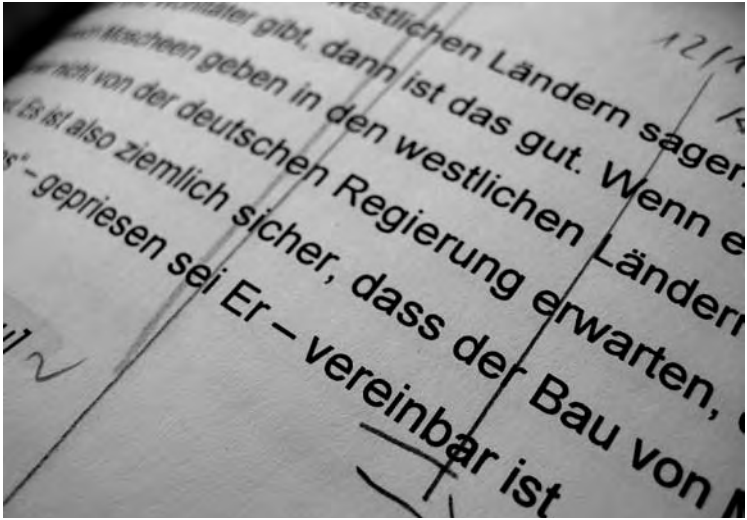


mit einem Minimum an politischer Unvoreingenommenheit angenommen hätte, erwies sich jedoch als schwierig. Am Ende setzten sich drei erfahrene deutsche Übersetzer an den Text; für die »marokkanischen« Passagen wurden jeweils Marokkaner hinzugezogen, welche die unklaren oder problematischen Stellen prüften. Und schließlich nahm sich auch noch der Schriftsteller Sten Nadolny der Übersetzung an und sorgte für den sprachlichen Feinschliff im Deutschen.

Im Film ist noch die letzte Spur von Realismus getilgt. Es ist dieselbe Reduktion, mit der Karmakar im Jahr 2000 Manfred Zapatka im *Himmler-Projekt* die Posener Geheimrede des Reichsführers-SS von 1943 vortragen ließ. Fazazi beantwortet Fragen der Gläubigen. Es ist eine religiöse Unterweisung, welche den Raum des theologischen Diskurses nicht zu verlassen scheint. Wenn der Name des Propheten fällt, dann immer mit dem Zusatz: »Gott segne ihn und schenke ihm Heil.« In die altertümliche Sprache der Exegese mischen sich wie kleine Fremdkörper Wörter von geradezu obszöner Konkretion, Wörter wie Danone, Zahnpasta oder Fernsehserie.

Ob man stehlen und Visabestimmungen umgehen, ob man gegen die Gesetze eines Staates der Ungläubigen verstoßen dürfe?, fragen die Zuhörer. Fazazis Antworten greifen weit aus und scheinen dabei die Welt des Korans nicht verlassen zu wollen, um plötzlich mitten in unserer Gegenwart anzukommen. Visa entsprechen nicht der Scharia, der Westen führe auf allen Ebenen einen Krieg gegen den Islam, selbst Frauen oder Kinder, welche den Islam »mit Gedanken, Liedern oder sonstwie beschmutzen«, dürfe, ja müsse man umbringen. Die Religion, sagt Fazazi, mische sich in alle Lebensbereiche ein. Auf jede Frage habe sie eine Antwort, und wenn sie nur lautet: »Gott weiß es besser.« Das ist die totalitäre Logik dieser Kasuistik.

Das Ungeheuerliche des Films entsteht gerade aus seiner brutalen Nüchternheit. Die gängigen Urteilsformen des Kinos haben



dem 43-jährigen Karmakar sowieso nie eingeleuchtet, ob er nun einen Dokumentarfilm über Legionäre (*Warheads*, 1993) drehte oder ein Stück von Jon Fosse (*Die Nacht singt ihre Lieder*, 2004) adaptierte. Karmakar zeigt. Er räumt die Vorurteile und fertigen Meinungen über Söldner oder Pitbull-Besitzer (*Hunde aus Samt und Stahl*, 1989) beiseite, soweit das möglich ist, und schaut sich an, wie diese Menschen reden, handeln und denken. Er lässt ihnen Raum – was vielfach mit Parteinahme für sie oder ihre Sache verwechselt worden ist und zu absurden Vorwürfen geführt hat –, weil sich nur so der Blick auf das öffnet, was man eben nicht schon vorher weiß. Und es sind in der Regel keine bequemen oder erfreulichen Einsichten, auf die man bei Karmakar stößt. Dass sein Interesse an Gewalt, an Fanatismus und Männlichkeitsritualen oft als identifikatorisch ausgelegt worden ist, hat ja gerade damit zu tun, dass die Existenz dieser Phänomene so unangenehm und bedrohlich ist, dass viele sie lieber ausblenden würden, anstatt weitgehend kommentarlos mit ihnen konfrontiert zu werden.

In diesem Sinne sind Karmakars Dokumentarfilme von einer fundamentalen Neugier durchdrungen, und deshalb brauchen sie auch nie einen Kommentar, der, wie dezent auch immer eingesetzt, die Rezeption mehr als nötig steuern würde. Die Menschen und Prozesse zu beurteilen, von denen die Filme erzählen, das ist nicht die Aufgabe des Regisseurs, sondern des Zuschauers, nachdem er diese Welten erst einmal zur Kenntnis genommen hat; und Karmakars Anspruch ist es, dem Zuschauer seine Urteilsbildung nicht leicht zu machen oder gar abzunehmen. »The easy way is always mined«, der leichte Weg ist immer vermint, dieser Satz ist schon seit langem das Motto seiner Arbeit.

Deswegen wäre es auch irrig anzunehmen, die *Hamburger Lektionen* stellten dar, was der Islam ist. Es ist allerdings auch nicht so, dass sie gar nichts mit dem Islam zu tun hätten. Der Film zeigt eine klar umrissene Praxis, welche ein Teil des Islams ist. Es sind deshalb Lektionen nicht nur für die Gläubigen; durch den Film werden sie zu einer Lektion für alle, die sich diesen 133 Minuten unterziehen. Diese Erfahrung hat bisweilen etwas Ersticken-des; aber auch etwas Befreiendes, weil der Film all die Bilder und rhetorischen Formeln wegbläst, die sich wie ein Schleier über die Beschäftigung mit dem Islamismus gelegt haben und die in ihrer Wiedererkennbarkeit schon fast beschwichtigend wirken.

Um sein Vorgehen abzugrenzen, hat Karmakar den Begriff der »sicheren Gewalt« benutzt, und er meint damit die periodisch wiederkehrenden Berichte über Neonazis oder über die RAF, die immer auf derselben Umlaufbahn in die Medien kommen und selbst dann, wenn neue Erkenntnisse vorliegen, nur alte Reaktionsmuster bedienen – »sie wirken nicht mehr«. Karmakars Film bringt etwas zur Kenntnis – und er erwartet, dass diese Sache erst einmal zur Kenntnis genommen und nicht sofort einsortiert wird ins Repertoire des gängigen Halbwissens, weil nur auf diesem Wege ihre Sprengkraft sichtbar wird.

Karmakar sagt ganz lapidar: »Die Beschäftigung mit diesen

Predigten ist ein wichtiges Thema zum Verständnis unserer Gesellschaft.« Er gibt keine Handlungsanleitung, er verlangt keine Maßnahmen, er sieht den Film als »ein Angebot zu verstehen« – und zugleich »zu akzeptieren, dass es auf dieser Welt Menschen gibt, die andere Narrative benutzen als wir«. Und deshalb, sagt er, sei es am besten, dem Mann einfach dabei zuzuhören, wie er aus dem Verbot des Diebstahls im Koran herleitet, dass es im Sinne des Islams sei, an Ungläubigen Taten zu begehen, die im Koran als Verbrechen gelten. »Das heißt verstehen«, sagt Karmakar. Was Karmakar nach diesen Predigten nun allerdings nicht versteht: dass man Neonazis den Prozess machen und Hassprediger gewähren lassen kann, und er hat bei dieser Gelegenheit daran erinnert, dass Mohammed Fazazi schon im Oktober 2000 im Fernsehsender *Al-Dschasira* bei einer Gesprächsrunde zum Mord an den Juden aufrief. Ein Ermittlungsverfahren gegen Fazazi wurde in Deutschland nie eingeleitet.

Karmakar hat seinen Film vor dem Kinostart 2007 auch der Innenministerin des Saarlandes gezeigt, sie hat ihn ihren Innenministerkollegen dringend empfohlen, er ist im Auswärtigen Amt vorgeführt worden – und fast alle, die ihn gesehen haben, waren beeindruckt. Aber er eignet sich eben nicht dazu, dass man Auszüge nimmt und in Fernsehmagazinen beliebig verschneidet mit Bildern des brennenden World Trade Centers oder leerer Gebetsräume in Hinterzimmermoscheen, untermalt von bedrohlicher Musik.

Karmakar stört die passive Haltung des Kulturbetriebs, der Künstler, die das Handeln damit den Politikern überlassen, statt sich dem Thema ernsthaft auszusetzen. »Die meisten«, sagt Karmakar, »haben vor allem Wunschbilder von Versöhnung vor Augen.« Um die einschläfernden Gesprächsrituale aufzubrechen, hat er bei den Diskussionsveranstaltungen, die den Start seines Films in einigen Städten begleiteten, auch auf den üblichen Islamwissenschaftler verzichtet. Lieber setzte er sich mit Historikern wie

Ulrich Herbert oder Wolfgang Kraushaar aufs Podium, die über den Nationalsozialismus oder die RAF geforscht haben. Es gehe um »außerislamische Anknüpfungspunkte, um die radikalen Bewegungen in der eigenen Geschichte«, sagt Karmakar, es gehe um die grundsätzliche Frage: »Was ist eine radikale Bewegung? Wie sehen Exit-Möglichkeiten aus, was ist ihre partikulare Logik? Das ist für mich Aufklärung.« Man sehe doch, dass die Gruppen und Zellen nach Leuten suchten, die sich in unserer Gesellschaft unauffällig bewegen können, wie die Ärzte in Großbritannien, wie die Dschihadisten im Saarland.

»Das Ganze ist nun mal kein Tsunami, der vorbeigeht«, sagt Karmakar, »es wird uns die nächsten Jahre beschäftigen.« Und während die DVD der *Hamburger Lektionen* erscheint, arbeitet er an einem neuen Spielfilm. Er handelt vom berüchtigten Hamburger Polizeibataillon 101, über das Christopher R. Browning sein Buch *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen* geschrieben hat. Der Film trägt den Arbeitstitel »Ich habe mich, und das war mir möglich, bemüht, nur Kinder zu erschießen«. Dieses Originalzitat hat Karmakar nicht losgelassen. Bei seiner Arbeit stellen sich auch die Querverbindungen ganz von selbst ein: Der Prozess gegen einzelne Mitglieder des Polizeibataillons fand im selben Hamburger Gerichtsgebäude statt wie der gegen Mounir al-Motassadeq, den Komplizen der Täter vom 11. September, und bei Motassadeq kam derselbe Paragraph zur Anwendung wie bei der Freilassung von Brigitte Mohnhaupt.

Man muss Romuald Karmakar dankbar sein, dass er immer wieder solche kleinen historischen Querschläger produziert. Und dass er auch mit den *Hamburger Lektionen* keine Antworten gibt oder Maßnahmen empfiehlt, sondern in erster Linie Fragen stellt. Eine davon ist die Frage nach der Empfänglichkeit für die Lektionen des Imams, welche auch der liberale Diskurs über Integration und Dialog zu beantworten versuchen müsste. Und wenn die

Erfahrung dieser 133 Minuten auch etwas Erstickendes hat, dann muss man doch ganz tief Luft holen und einen kühlen Kopf behalten, bevor man künftig weiter über dieses Thema spricht. Das ist ein ziemlich unangenehmer Zustand. Es ist der Zustand, in dem wir uns auch jetzt, drei Jahre nach der Erstaufführung des Films, noch befinden. Und Karmakars Vorgehen ist so außergewöhnlich, weil er uns diese Einsicht nicht erspart.





Dirk Laabs

Mohammed Fazazi: Der Lehrer des Terrors

Der Lehrer Mohammed Fazazi* hatte schon viele Zuhörer begeistert, seine Schüler in der Hamburger Al-Quds-Moschee waren keine Ausnahme. In seiner Heimat Marokko, in Tanger, hatte er als Grundschullehrer Kindern erfolgreich Französisch beigebracht, in der Moschee beschrieb er Jugendlichen in bunten Farben das Paradies, wohin die Gläubigen einst gelangen würden, und die Hölle, die den Ungläubigen bleibe. In Hamburg hörten dem Imam vor allem Immigranten andächtig dabei zu, wie er den Heiligen Krieg beschwor: darunter Taxifahrer, Mechaniker, Gemüsehändler, Arbeitslose, aber auch Studenten oder solche, die es vorgaben zu sein – darunter Mohammed Atta, Marwan Al-Shehhi und Ramzi Binalshibh, die sich später zu den Attentaten des 11. September 2001 verschworen.

Fazazi liebt offene Worte. So sprach er in seinen Hamburger Predigten davon, dass es »hart für die Ungläubigen ist, dass unsere Religion uns befiehlt, ihnen die Hälse durchzuschneiden«. Wie viele andere islamistische Prediger organisierte Fazazi seine Predigt wie eine Vorlesung, Fragen mussten auf Zetteln notiert und ihm vor Beginn zugesteckt werden.

Auf die Frage, ob man mit Demonstrationen die Lage in Tschetschenien verbessern könne, antwortete der Lehrer: »Unsere Brüder in Tschetschenien brauchen keine Demonstrationen, sondern Blut, Geld und Gebete.« Fazazi machte der Gemeinde zudem klar: »Bestimmte Fragen beantworte ich nur unter vier Augen, nach der Predigt.« Zu diesen Privatstunden – immer vor den Abendgebeten am Freitag – lud der Lehrer spätestens von 1998 an auch Binal-

* Fazazi ist eine phonetische Übertragung des arabischen Namens, die von deutschen Behörden benutzt wird – französische Medien umschreiben den Namen auch als »Fizazi«.